KRIMINELLE MÄNNER

Jura oder doch besser Bikiniatoll?

«Der Mann» ist um einiges krimineller als «der Ausländer». Folgerichtig wurde die Initiative «Ausschaffung krimineller Männer» lanciert. Ist sie sinnvoll?

KARIN HOFFSTEN

«Ein politisch motivierter und unglücklicher Jux» ist die kürzlich lancierte Initiative «zur Ausschaffung krimineller Männer» für die NZZ. Doch Christian Mueller vom Basler Initiativkomitee «Männer raus!» meint es ernst. «Wenns ein Jux ist, dann sicher einer, wie ihn andere Parteien auch machen», sagt er. Und so deckt sich der Initiativtext denn auch buchstabengetreu mit jenem der sogenannten «Ausschaffungsinitiative», bis auf den kleinen, aber entscheidenden Unterschied: Alle «Ausländerinnen und Ausländer» wurden hier durch «Männer» ersetzt.

Politische Motive sollten eigentlich hinter jeder Initiative stehen, und ob sie unglücklich ist, wird sich weisen; denn genau wie ihre bedauerlicherweise nie als Jux behandelte Vorlage fordert sie «echte Sicherheit statt Propaganda» – und die InitiantInnen sind gut dokumentiert. Mit Statistiken weisen sie nach, wer in der Schweiz den Grossteil an Delikten verantwortet: Männer! Unabhängig von ihrer Nationalität besetzen diese in jeder Verbrechensstatistik den Spitzenplatz. Und wenn Sicherheit die Abwesenheit von Gefahr bedeutet, kann das nur heissen: Die Gefahrenquelle – der Mann – muss weg!

84 Prozent der TäterInnen

Gemäss einer Statistik des Bundesamts waren 2013 von sämtlichen Erwachsenen, die in der Schweiz wegen «Vergehen und Verbrechen» verurteilt wurden, 84 Prozent Männer. Knapp 80 Prozent der Jugendstrafen fielen im selben Jahr auf Jünglinge; da hier – im Gegensatz zur Erwachsenenstatistik – ein Ausländeranteil ausgewiesen wird, zeigt sich, dass 34 Prozent aller verurteilten Jugendlichen nicht aus der Schweiz stammen. Bleibt also eine nicht unbeträchtliche Menge an jungen Schweizern, die bei einer Annahme präventiv aus dem Land entfernt werden könnten, was auch dem Vorwurf einer inflationär angewandten Kuscheljustiz ein für alle Mal die Grundlage entzöge.

Doch nicht nur hautnahe Gewalt, auch Wirtschaftsdelikte sind kriminell. Folglich wären von dieser Initiative auch diverse Mannen betroffen, die sich sonst gern als Stützen der Gesellschaft sehen. Um das zu veranschaulichen, porträtieren die InitiantInnen eine Auswahl an SVP-Mitgliedern, die in irgendeiner Form straffällig geworden sind.

Nun steht das Anliegen der Initiative «Männer raus!» unzweifelhaft im Widerspruch zu Artikel 25 der Bundesverfassung: «Schweizerinnen und Schweizer dürfen nicht aus der Schweiz ausgewiesen werden (…)». Aber jenen hellen Köpfchen, denen es problemlos gelingt, alle möglichen Initiativtexte vors Volk zu bringen, die im Widerspruch zu Menschen- und Völkerrecht oder auch diversen Verfassungsartikeln stehen, wird auch hier ein gangbarer Weg einfallen.

WUNSCH VON ROSEMARIE IMHOF
«Sollen wir kriminelle Männer ausschaffen?»

Ab in den Jura damit?

Ein Ziel hat die Initiative bereits erreicht: Amüsiert bis gelassen berichteten sämtliche grössere Medien darüber. Die Internetdebatte unter den LeserInnen von «Blick» und «20 Minuten» verlief weniger ruhig, viele entdeckten überraschend die Unabdingbarkeit der Gleichstellung.

So schreibt A.: «Heutzutage reden alle von Gleichberechtigung. Dann haltet diese auch bei der Ausschaffung ein.» Und B. empört sich: «Das kann ich jetzt als Frau nicht nachvollziehen! Bin auch für Kriminelle raus, aber gefälligst Frauen UND Männer!» C. hingegen wird bloss melancholisch: «Als Mann hat man eh immer das Nachsehen in unserer Gesellschaft. Irgendwann wird der Wind aber wieder kehren, wenn wir Männer zusammenhalten!»

Doch es gibt auch viel Zustimmung. «Wo kann ich unterschreiben?», fragt D., und E. freut sich: «Junge Leute mit guten Ideen, das macht Hoffnung für die Zukunft.» Einige fragen sich auch, wohin mit all den Männern, denn «ohne Auslieferungsabkommen gibt es keine Ausschaffungen». Und F. hat gleich einen konstruktiven Vorschlag: «Vielleicht könnte die Schweiz irgendwo etwas Land abzwacken z. B. im Jura und dieses Gebiet als eigenständigen Staat deklarieren. Dorthin könnten die kriminellen Männer dann abgeschoben werden.» Sogar Härtefälle sind ein Thema: «Was wenn die angetraute Geliebte ihn nicht hergeben will? Oder die eigenen Kinder? Oder die Mama!» Unseres Erachtens kann man diesbezüglich getrost auf den Ständerat vertrauen.

Es gab wahrhaftig schon weit wahnsinnigere Anliegen, über die «das Volk» abstimmen musste. Unterschreiben kann man bis Mai 2016. Die Unterschriftenbögen dazu gibts auf www.maenner-raus.ch.

WUNSCH VON FABIENNE MEISTER
«Wie sähe die Schweiz aus, wenn alle linken Initiativen angenommen worden wären?»

ILLUSTRATION: SAMUEL JORDI

DER GEFÄHRLICHSTE WOZ-JOURNALIST

Grosse Lieben und klagefreudige Bösewichte

Es muss um die Jahrtausendwende gewesen sein, als ich die WOZ zum ersten Mal in die Finger bekam. Aber erst ein paar Jahre später stiess ich im Archiv auf einen Namen, der klang wie ein grosses Abenteuer: Paolo Fusi.

Wahrscheinlich war Paolo Fusi der gefährlichste Journalist, den die WOZ je hatte. Mit seinen Recherchen ärgerte er das Schweizer Finanzestablishment. In seinen Texten ging es um Waffenhandel, Schmiergelder, Geheimkonten – und um viele Namen. Fusi schrieb einmal: «Meine Theorie von einem guten Text war, möglichst viele Namen pro Artikel zu bringen. Meine Texte waren redaktionell gedruckte Adressbücher mit allen möglichen klagefreudigen Bösewichten.»

Gefährlich war dieser Journalismus aber auch für Fusi selbst. Im Sommer 1994 war er in 27 Prozesse gleichzeitig involviert. Einmal soll er sich mit einem einzigen Artikel sechs Klagen eingefangen haben. Fusi sagt zurückblickend: «Ich habe in meiner Karriere 133 Prozesse erlitten. Davon habe ich nur drei verloren.»

Im Sommer 2002 veröffentlichte die WOZ die unvergessliche achtteilige Serie: «Das Leben des Paolo Fusi», geschrieben von Paolo Fusi. Es war eine Autobiografie über den Rausch der Müdigkeit, kurzen Ruhm und wiederkehrendes Versagen. Es ging um Liebe und Revolution, um Depression und Verrat. Eine irrwitzige Sache, eine grossartige Erzählung, mit der mich die WOZ eroberte – zuerst als Leser und später als Schreiber.

Heute lebt Paolo Fusi wieder in Rom, wo er vor 55 Jahren geboren wurde. Seit zehn Jahren ist er Eigentümer von Information Brokers International, einer Firma, die so arbeitet, wie sich Fusi in seiner Jugend Journalismus vorgestellt hatte: «Jemand im Trenchcoat mit Schlapphut, in eine dunkle Ecke gedrückt, sagt zu mir: ‹Psst.›»

WUNSCH VON MARCELLO VINCENTI
«Was macht eigentlich Paolo Fusi?»

Doch Paolo Fusi hat sich nicht nur auf den Tausch von brisanten Dokumenten spezialisiert. In den letzten Jahren war er vermehrt politisch aktiv. Und vor allem ist Fusi auch als Theaterautor und Musiker unterwegs, womit er heute «ungefähr ein Drittel» seines Einkommens verdient, wie er sagt. Derzeit befindet sich Fusi mit den Osama Sisters auf Konzerttournee in Italien.

Nebenher schreibt Fusi zudem einen politischen Blog, der laut seinen eigenen Angaben bis zu 3000 LeserInnen pro Tag erreicht. Die WOZ liest er dann und wann, wenn er kann. «Ich betrachte die WOZ nach wie vor als eine der grössten Lieben meines Lebens», sagt Paolo Fusi.

Beim Aufräumen der Redaktion ist mir einmal eine Kiste in die Hände geraten, beschriftet mit «Paolo Fusi». Ich habe sie nie wirklich studiert. Sie wartet geduldig auf meinem Archivschrank. Sie ist wie ein Versprechen auf ein neues Abenteuer.

CARLOS HANIMANN

Website von Paolo Fusi: www.paolo-fusi.it,
Konzerttour: www.estateinfinita.it

HILFREICH EINKAUFEN

Es gibt sie noch, die Solikarte

Um die Weihnachtszeit flattern wieder zahlreiche Spendenbriefe in unsere Briefkästen. Mit der Solikarte ist es möglich, das ganze Jahr über Solidarität zu leben. Wer sie beim Einkauf in der Migros vorweist, dessen Cumulus-Punkte werden dem Solikartenkonto gutgeschrieben. Die Einkaufsgutscheine, die die Migros dafür ausbezahlt, kommen verschiedenen im Asylbereich engagierten Organisationen zugute. Für viele Sans-Papiers und Flüchtlinge, die in der Nothilfe leben, sind die Migros-Gutscheine eine wichtige Überlebenshilfe geworden.

Das Projekt wurde 2009 lanciert – und immer mehr Leute spendeten ihre Punkte. In den besten Monaten kamen so bis zu 15 000 Franken zusammen. Die Migros drohte schon bald damit, die Karte zu sperren, da ihre Verwendung angeblich gegen die Geschäftsbedingungen verstösst.

Die Empörung war gross. Durch eine Petition und das grosse Medienecho konnte die Sperrung vorerst verhindert werden. Die InitiantInnen wehrten sich heftig, und dennoch mussten sie sich auf einen Kompromiss mit dem Grossverteiler einigen, um die Solikarte zu retten. Seit Mai 2014 ist es nicht mehr möglich, dass Tausende SpenderInnen den gleichen Strichcode benutzen. Die neue Solikarte erfordert eine Registrierung. Das individuelle Kaufverhalten kann die Migros aber dennoch nicht ermitteln. Bei jeder Registrierung gibt es vier Strichcodes, die an Familie und FreundInnen verteilt werden können. Die Anmeldung ist nach wie vor schnell und unkompliziert über die Website möglich. Trotzdem brachte die Umstellung auf die neue Solikarte einen massiven finanziellen Einbruch mit sich. Seit dem Sommer 2014 können monatlich nur noch rund 4000 Franken an Flüchtlinge in prekären Verhältnissen verteilt werden. SIBYLLE DIRREN

WUNSCH VON DEBORA BUESS
«Bitte informiert über die Solikarte.»

www.solikarte.ch

KLASSENANALYSE

Man kann es auch elegisch sehen

Der Bildungsbürger besteht aus zwei Teilen, und die Bildungsbürgerin auch. Er oder sie besitzt einen ideologischen Kopf und einen sozialen Unterleib. Was nach dem Bildungsbürgertum kommt, hängt also von der Zukunft der Bildung und des Bürgertums ab.

Das Bildungsbürgertum entstand in den europäischen Ländern gegen Ende des 18. Jahrhunderts, als der absolutistische Verwaltungsstaat freie Berufe wie die der Juristen, Lehrer oder auch Kaufleute brauchte. Diese wurden dann die Bannerträger der bürgerlichen Revolution und erkämpften ihrer Klasse neue ökonomische, soziale und politische Rechte. Wegen der verspäteten politischen Emanzipation in Deutschland verlegte sich dessen Bürgertum stärker auf die Bildung: So fand der Bildungsbürger, samt gelegentlichen Frauen, dort in den 1920er und 1930er Jahren seine Apotheose (lateinisch: verherrlichender Höhepunkt).

Man kann das satirisch sehen. Die Goethe-Gesamtausgabe, in Leder gebunden. Klassische Musik, heroisch erduldet. Die Sagen des griechisch-römischen Altertums, volkstümlich. Ein beinahe echter Klimt im Salon.

Man kann es elegisch sehen. Fundiertes Wissen. Feinsinnige Anspielungen. Fröhliche Wissenschaft. Forschende Neugier. Fliessende Alliterationen (lateinisch: Stabreim, das heisst verschiedene Wörter oder Satzanfänge mit gleichen Anfangsbuchstaben).

Die soziale Verankerung fürs Bildungsbürgertum hat sich längst gelöst. Wissen wird jetzt funktional vermittelt und gebraucht. Die Bildung hat sich zur frei schwebenden Kreativität gewandelt. Das Bürgertum hat sich in den Mittelstand trivialisiert. Der Klingelton der Pendlerin schrillt ins Ohr, der beleuchtete Rentierschlitten an Nachbars Einfamilienhaus sticht ins Auge, und die Schärfe der Wasabierbsen zum Kobe-Rind steigt in die Nase.

Die Klage über das Ende des Bildungsbürgertums ist bildungsbürgerlich. Mit diesem wird auch jene untergehen. Der geschleiften Zitadelle der Hochkultur und dem eingestürzten Elfenbeinturm der interesselosen Wissenschaft werden nur wenige Tränen nachgeweint werden. Bleiben wird die frei flottierende Intelligenz als Funktionsbeschreibung. Ihr Wissen passt sich geschmeidig den wechselnden Bedürfnissen an. Mit ihresgleichen kann sie sich kurzfristig arrangieren, um sich sogleich wieder dringlicheren Dingen zuzuwenden. Diese Intelligenz wird zuweilen widerborstig sein, zumeist aber käuflich.

Bleiben wird auch der Snob, der sich über die Intelligenz erhaben glaubt.

STEFAN HOWALD

WUNSCH VON BRIGITTE KOLLER ABDI
«Was kommt nach dem Bildungsbürgertum?»

ARGENTINIENS FRAUENPOWER

Das altkluge Kind ist fünfzig

Altklug war sie schon immer, jetzt ist sie auch im dazu passenden Alter. Nimmt man das Datum ihres ersten Erscheinens als ihren Geburtstag, dann wurde Mafalda am 29. September dieses Jahres fünfzig. Genau genommen ist sie allerdings zwei Jahre älter. Doch sie vertuscht das gerne, denn in diesen beiden Jahren trat sie noch nicht für Gerechtigkeit, den Weltfrieden, Demokratie und Frauenrechte ein. Und sie hätte sich auch nicht träumen lassen, einmal zum Maskottchen der Anti-Wef-Bewegung zu werden. Denn sie begann ihre Karriere mit Schleichwerbung.

Mafaldas geistiger Vater, der argentinische Karikaturist Quino, hatte 1962 über eine Werbeagentur den Auftrag bekommen, eine Comicfigur zu erfinden, die sich in kleinen Bildserien schwere Gedanken über die Welt machen sollte. Es sollte so etwas wie eine Mischung aus den damals erfolgreichen US-amerikanischen Comicserien «Blondie» und «Peanuts» werden. Und es gab weitere Vorgaben: In den einzelnen Folgen sollten elektrische Haushaltsgeräte eine Rolle spielen, und der Name der Figur müsse mit M beginnen.

Denn Auftraggeber war Mansfield, ein Hersteller von elektrischen Haushaltsgeräten. Der wollte den Comic über eine Agentur dem «Clarín» unterjubeln, der grössten Tageszeitung Argentiniens. Doch die Redaktion erkannte die Schleichwerbung und lehnte ab. Mafalda blieb in der Schublade.

Das Licht der Öffentlichkeit erblickte sie, wie gesagt, erst zwei Jahre später und fortan ohne werbliche Hintergedanken. Sie war die Tochter einer städtischen Mittelklassefamilie, hatte einen kleinen Bruder (Guillermo, liebevoll Guille genannt) und ging nach dem Kindergarten in eine staatliche Schule. Sie hatte zwei Freunde (den an der Welt verzweifelnden Felipe und den Rechenkünstler Manolito) sowie eine engere Freundin (die spiessige Susanita). Sie war immer ein bisschen schlauer als ihre Mutter. Und sie hatte Erfolg.

Bis 1973 erschien sie in verschiedenen argentinischen Tages- und Wochenzeitungen, 1974 kam der elfte Band ihrer gesammelten Gedanken auf den Markt. Dann zog sie sich zurück. Nur 1977 trat sie noch einmal für eine Kinderrechtskampagne von Unicef auf. Seither sagt sie nichts Neues mehr. Gedruckt aber wird sie noch immer.

TONI KEPPELER

WUNSCH VON CHRISTA STEPHAN
«Wie blickt Mafalda heute auf die Welt?»

DIE WUNSCH-WOZ-WERBEFILME

Ist er doof, der Fee?

«Die Absicht ist klar: Er soll ein bisschen doof wirken», schreibt Leserin Franziska Staubli über die männliche Fee in den Werbevideos zur Wunsch-WOZ (siehe LeserInnenbrief in WOZ Nr. 50/14).

VON BETTINA DYTTRICH

Nein, das war wirklich nicht unsere Absicht. Und viele, die das Video gesehen haben, empfinden es auch überhaupt nicht so. Die Frage ist trotzdem spannend: Warum ziehen Männer Frauenkleider an? Und unter welchen Umständen wirkt das abwertend oder sexistisch?

Männer in Frauenkleidern gab und gibt es in verschiedenen Zusammenhängen. Travestiekünstler und Dragqueens haben eine lange Tradition. Der Geschlechtsrollenwechsel kommt auch im «seriösen» Theater vor – und, in plumper Form, an der Fasnacht und an Abendunterhaltungen von Turnvereinen.

Die Frauenbewegung in den Jahren nach 1968 kritisierte Dragqueenshows heftig. Sie seien «eine zynische Verhöhnung von Frauen», schrieb die US-Feministin Marilyn Frye. Die queerfeministische Bewegung seit den neunziger Jahren sieht Drag hingegen positiv – neben Dragqueens standen immer öfter auch Dragkings auf der Bühne.

Doch die Frage bleibt: Untergräbt Drag die uralte Geschlechterhierarchie – die Männlichkeit als stärker, souveräner und rationaler bewertet als Weiblichkeit –, oder festigt Drag im Gegenteil die Klischees?

Der Kanadier Kevin D. Nixon hat für seine Masterarbeit Dragqueens nach ihren Vorstellungen von Weiblichkeit befragt. Er stellte fest, dass diese «homogen, sehr stereotyp und in einigen Fällen leicht frauenfeindlich» waren. Und er beobachtete mehrmals Dragqueenshows, in denen Frauen lächerlich gemacht und auf ihre Körperteile reduziert wurden.

Ein wichtiger Punkt ist sicher, wie DragperformerInnen mit ihren Körpern umgehen. Darauf angesprochen, sagte die Berliner Performerin Viola vor ein paar Jahren gegenüber der WOZ: «Es gibt Tuntenperformances, die ich echt widerlich finde. Weil diese Tunten einen unmöglichen Umgang mit weiblichen Körperteilen haben. Es gibt in Berlin eine, die sich andauernd an die Brüste greift und damit rumwackelt. Sehr klischeehaft.»

«Eine Dragqueen braucht Kleider, die klar als Frauenkleider identifizierbar sind», gibt die ehemalige Zürcher «Trashtunte» Pepp Suzette zu bedenken, «sie kommt also nicht um Zuschreibungen von Geschlechterrollen herum. Das ist immer heikel.» Und es ist ein Grund, warum Pepp Suzette nicht mehr auftritt: «Ich merkte, dass es fast unmöglich ist, die Frauenbilder darzustellen, die ich lässig finde.» Denn wenn sie als Frau daherkam, die nicht den Weiblichkeitsklischees entsprach, war sie gar nicht mehr als Tunte erkennbar.

Zurück zu den WOZ-Videos: Die Idee der Fee kam von der Werbeagentur. Bei einer Diskussion im WOZ-Büro kamen wir schnell zum Konsens: Die Fee muss männlich sein. Ich glaube immer noch, dass das die richtige Entscheidung war: Eine weibliche Fee wäre einfach nur ein simples, ungebrochenes Klischee. Ein Mann als Fee, das enthält ein Element der Irritation. Mir gefällt an der Performance des Fees, dass er nicht versucht, mit der Stimme, der Gestik oder dem Verhalten Weiblichkeitsklischees zu erfüllen. Er ist ein Mann, der ein Kleid trägt, als wäre das völlig selbstverständlich.

Der Fee, Schauspieler Matthias Flückiger, meint dazu: «Ich habe mich als Fee nicht doof gefühlt und wurde auch nie aufgefordert, die Figur doof darzustellen und also zu denunzieren. Wäre das geschehen, müsste ich Franziska Staubli recht geben.»

WUNSCH VON FRANZISKA STAUBLI
«Warum wirkt der WOZ-Werbefee so doof?»

WOZ-NICHTLESENDE

Die grosse Unbekannte

Es fühlt sich an, als solle man ein Kochbuch verfassen mit Gerichten, die man nie gegessen hat oder – schlimmer – die einem nicht schmecken. Denn WOZ-Nichtlesende zeichnen sich ja massgeblich durch ihre Anonymität aus. Schon ihre nackte Anzahl könnte einen umhauen: Zieht man jene 72 000 Personen ab, die gemäss Marktforschung jährlich die WOZ lesen, wovon nicht alle AbonnentInnen sind, bleiben doch immer noch ein paar Millionen, die es nicht tun, aber infrage kämen.

Nun ist es ja nicht so, dass wir sie nicht umwürben. Jahr für Jahr gibt es Aktionen, mit denen wir den Kreis derer, die regelmässig zur WOZ greifen, erweitern wollen – sehr gern auch übers «alternative Bildungsbürgertum» hinaus, das der Wünschende anspricht. Die Gründe, die Menschen uns nennen, weshalb sie die WOZ nicht lesen, notieren wir säuberlich. Am häufigsten ist es «keine Zeit», aber auch «redaktionneller Inhalt», «lese Konkurrenz», «zu teuer» und «fehlende Deutschkenntnisse» werden genannt. Ob diese Menschen ihr Porträt gern in der WOZ sähen? Wenns recht ist, bleiben wir lieber dran, die Zahl der WOZ-Lesenden jener der Nichtlesenden anzunähern.

KARIN HOFFSTEN

WUNSCH VON DANIEL FURTER
«Porträtiert Leute, die die WOZ nicht lesen.»